

Predigt am 3. Sonntag nach Trinitatis, 20. Juni 2021, Lk 15,1-10

Liebe Gemeinde, meistens sind es die einfachen Geschichten Jesu, die ich am wenigsten verstehe. Da hat einer eine Herde von 100 Schafen, eins büxt aus, der Hirte hinterher. Da isst es. Ab zurück in den Pferch. Das geht ja noch. Soweit so normal. Würde ich als Schafswirtschaftler auch so machen. Aber dann, aber dann sage ich euch: So wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Was heißt hier Buße? Wer ist hier jetzt das sündige Schaf? Wer der gute Hirte? Als Pastor (zu Deutsch bekanntlich „Hirte“) bin ich natürlich erst einmal versucht zu sagen: Der gute Hirte bin ich und die 99 gerechten Schafe weiden gerade hier auf der Kirchenwiese. So oder so ähnlich haben vielleicht vor 2000 Jahren auch die Pharisäer gedacht. Wir sind die 99. Wir sind hier die Guten. Und das stimmte ja auch. Hochanständige Menschen, die das Gesetz achteten, in den Tempel gingen und den Armen Almosen gaben. Diesen Menschen erzählt Jesus die Geschichte vom verlorenen Schaf. Sie murren, heißt es, weil sich ihrem kleinen, aber feinen theologischen Gesprächskreis Zöllner und Sünder nahen. Ist die Botschaft wirklich so einfach: Die fromme Mehrheit muss es aushalten, dass sich jemand auch um die armen Schweine, Verzeihung: verirrt Schafe kümmert?

In einer Parabel, so lehrt die Theologie, sind die Rollen nicht so einfach zu besetzen. Im Leben auch nicht. Ich habe noch nie eine Gemeinde mit 99 100%ig gerechten Schafen gesehen. Die meisten Schafe sind ja eher graumeliert: eine Mischfaser aus ein bisschen Gottvertrauen und bisschen Selbstzweifel, und ein bisschen Selbstvertrauen und ein bisschen Gottzweifel, ein bisschen Wolfspelz, zudem mit einem gehörigen Anteil Gruppenkuschelwolle. Keins der Schafe ist schneeweiß, keins gleicht dem anderen, jedes hat seine eigene Geschichte. Das ist so. Nirgendwo gibt es 99 gerechte Schafe auf einem Haufen. Das hat schon bei Abraham nicht geklappt: Um die Stadt Sodom zu retten, sollte Abraham dort 50 Gerechte finden. Er kriegte nicht einmal 10 zusammen. Die Pharisäer kannten diese Geschichte. Gut, vielleicht sagten sie: Jerusalem ist nicht Sodom und Gomorra, bei uns ist das ganz anders. Und doch glaube ich, dass auch die Pharisäer insgeheim wussten: In jedem von uns steckt auch ein Stück verlorenes Schaf. Ich kann das nicht beweisen. Ich schließe da von mir auf andere, also auch auf Sie. Aber ich will Ihnen nichts unterstellen. Ich für mich kann nur sagen: Ich glaube, ich bekomme keinen Mitgliedsausweis in der Herde der 99 Gerechten.

Also, bin ich, sind Sie, eher das verlorene Schaf? Wir wissen nicht, warum es ausbüxt. Vielleicht mochte es den Pastor nicht. Oder es hatte Gruppenkoller. Oder es erblickte irgendwo dahinten in der Wüste ein Blättlein, das grün und saftig aussah. Der Hirte verurteilt das Schaf nicht. Es scheint nichts Böses getan zu haben. Sündig ist es allein, weil es sich vom Hirten entfernt hat. Auch wenn wir Sünde immer so gern moralisch deuten: Für die Bibel heißt Sünde zunächst: Ich lebe weit weg von Gott. Der Hirte holt sein Schaf zurück, weil er weiß: Es ist nicht gut, dass das Schaf allein sei. Draußen ist der böse Wolf. Gemeinschaft bringt Schutz, genauer: Der Hirte bringt Schutz. Dieser Unterschied ist wichtig. Es geht darum, dass die Entfernung zum Hirten das Leben bedroht, nicht die Entfernung zum Rest der Herde. Sein Stecken und Stab trösten es. Gott ist nicht allein bei denen im Pferch, er will auch die behüten, die aus der Gruppe ausbüxen. Im apokryphen Thomasevangelium sagt der Hirte sogar: Ich habe dich mehr lieb als die 99. Das muss die Herde in ihrer Mischfaser erst einmal aushalten: Es gibt Heil jenseits des Zaunes.

Rund 300.000 Schafe brechen jedes Jahr aus evangelischen und katholischen Herden aus. Sie kündigen ihren Mitschafen und ihren Pastoren und Pastorinnen die Solidarität auf, manchmal aus nachvollziehbaren Gründen, manchmal nicht. Für den Rest der Herde ist das eine schafswirtschaftliche Katastrophe. Und für die jährlichen 300.000? Unsere Geschichte erzählt nicht, wie sich das Schaf fühlt. Lonesome sheep. Vielleicht fühlt es sich ja ganz wohl jenseits der Herde. So wie all die, die sich in Deutschland von der verfassten Herde verabschiedet haben, sich vielleicht auch

ganz wohl fühlen. Die Chassidim erzählen vom Jechiel, dem Enkel eines alten Rabbis. Der Kleine spielte mit anderen Kindern Verstecken. Er verbarg sich gut und wartete, dass ihn die anderen suchten. Als er schon lange gewartet hatte, kam er schließlich aus seinem Versteck; aber die anderen waren nirgends mehr zu sehen. Da merkte Jechiel, dass die anderen Kinder ihn von Anfang an gar nicht gesucht hatten. Darüber musste er weinen, kam weinend in die Stube seines Großvaters gelaufen und beklagte sich über die Spielverderber. Da flossen auch Rabbi Baruch die Augen über und er sagte: „So spricht Gott auch: ‚Ich verberge mich, aber keiner will mich suchen.‘“ (vgl. M. Buber, Die Erzählungen der Chassidim, Zürich 1984, S. 191). Die Sehnsucht nach dem guten Hirten scheint bei vielen erloschen. Ihnen scheint Gott nicht mehr zu fehlen. Weil sie als Kind nicht mehr die alten Geschichten von Bewahrung und Errettung hören konnten, weil sie aus Enttäuschung über die Gemeinschaft auch Gott den Rücken kehrten. Das gilt nicht nur für die jenseits des Zaunes, der Gotteshunger wird auch innerhalb der Herde weniger. Sie setzt sich zwar weiter für Gerechtigkeit ein, engagiert sich diakonisch und politisch, macht und tut im Namen des Herrn, aber die wenigsten Schafe sehnen nach Gott, „wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser“ (Ps 42,2).

Der Himmel freut sich über einen Sünder, der Buße tut, wie der Hirte über das wiedergefundene Schaf, erzählt Jesus. Was hat das Schaf denn eigentlich getan, um zum Hirten zurückzufinden? Nichts. Es hat sich allein finden lassen. Es ist dem Hirten nicht entgegengekommen oder ihm brav, wie Schafe nun mal normalerweise sind, zurückgefolgt. Der Hirte trug es auf seinen Schultern. Das wirft ein neues Licht auf das dunkle Wort Buße, ein freundliches, ein helles Licht. Keine Schulditaneei, kein Bußkatalog. Buße heißt sich tragen lassen. Das ist keine geringe Leistung: bereit zu sein, sich tragen zu lassen, denn es beinhaltet die Ehrlichkeit sich selbst gegenüber: Allein stehe ich in meinem Alltag manchmal auf recht wackeligen Beinen, aber ich darf hoffen: Ich bin tragbar für einen, der es gut mit mir meint. Ich bin es wert. Dorothee Sölle schrieb einmal: „Wir haben Angst davor getröstet zu werden, da ist uns unsere religiöse Armut, da ist uns die langsame Verwesung schon lieber. Getröstet kann nur einer werden, der die eigene Trostlosigkeit erkennt und der aufgehört hat, sich das eigene Unglück oder die eigene Leere zu verschleiern.“ Wahrscheinlich würden viele Menschen für sich behaupten: Ich glaube nicht an Gott, aber ich bin ganz sicher nicht trostlos. Ich finde meinen Trost in meiner Familie, meinen Freundinnen und Freunden, in meiner kleinen Privatherde, mit der ich durch die Gegend ziehe. Das ist viel. Doch spätestens an den Gräbern dieser Welt, dort, wo wir geliebte Menschen loslassen müssen, stellt sich die Frage neu: Was oder wer trägt uns? Buße heißt: Die eigene Trostlosigkeit zu erkennen, sich selbst die eigene Verlorenheit einzugestehen, heißt aufzuhören, im Leben Sinn zu machen und stattdessen darauf zu vertrauen, Sinn zu haben. Wir verheben uns am Versuch, uns selbst zu tragen, einerlei wie sehr wie uns bemühen. Ein Leben, das nicht von bedingungsloser Liebe getragen ist, ist unendlich schwer. Es ist ein verlorenes Leben.

Im Zentrum des Lukasevangeliums steht die Frage nach den Verlorenen: Schafe, Groschen, Söhne. Alles lassen sich finden, werden gefunden. Alle haben unmessbaren Wert für den Hirten, die Frau, den Vater.

Welcher Mensch ist unter euch, fragt Jesus. Welcher Mensch ist unter euch, der nicht dem Schaf nachsteigen, der das Haus wegen eines Groschens (immerhin ein Tageslohn) auf den Kopf stellen würde? Welcher Mensch ist unter euch, der sein Kind nicht wieder bei sich aufnimmt, wenn es in Not ist? Das sind rhetorische Fragen. Nicht nur dem Verlorenen wird damit unmessbarer Wert zugesprochen, sondern auch der Suche an sich. Nachfolge heißt: Das Verlorene zu suchen, es nicht aufzugeben, sich nicht am Verdrängungswettbewerb des Lebens zu beteiligen. Das ist Grundlage aller menschlichen Kultur und Zivilisation: niemanden in die Wüste zu schicken, niemanden links liegenzulassen, niemandem die Tür zu weisen. Verlorenheit ist Einsamkeit. Den anderen finden Freude. Für Gott und Mensch. Hirte und Schaf. Pharisäer und Sünder. Amen.

Pastor Martin Hofmann